

Wittgensteiner Zeitung

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag und kostet vierteljährlich in der Expedition 1 Mark, durch die Post bezogen 1 Mk. 15 Pf.

Mit den zwei Gratis-Beilagen:
„Der Wittgensteiner“ und „Illustriertes Familienblatt“.

Redaktion, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Caasphe.

Inserate werden die einspaltige Zeile oder deren Raum mit 10 Pf. berechnet, Wiederholungen mit entsprechendem Rabatt.

Nr. 22.

Caasphe, Mittwoch den 17. März 1897.

22. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

* Caasphe, 15. März 1897.

Die Antwort Griechenlands auf das Ultimatum der Großmächte, Kreta zu räumen, war eine nette Ablehnung, und statt nun frisch und energisch mit einer Blockade der griechischen Häfen zu beginnen, überlegt von neuem ein Theil der Großmächte, jodaß Griechenland in größter Gemüthlichkeit seine Klüftungen hat beenden können. Wenn in ein paar Tagen nun wirklich die Blockade beginnt, wird sie wenig schaden, und es bleibt den Griechen unbenommen, zu thun, was sie wollen. König Georgius, seine Minister und sein Volk wissen ja zu gut, daß selbst ein offener Krieg mit der Türkei für Griechenland nicht gar so schlimm ist; denn wenn es zu einem Vorrücken der türkischen Armee auf Athen kommen sollte, wird sich in letzter Stunde immer eine bekannte Großmacht einstellen, welche den erhobenen Arm der Osmanen aufhält. So weit ist es eben schon gekommen! Auf Kreta dauern die Kämpfe in erbitterter Festigkeit fort. Traurig bleibt nur die Thatfache, daß die Uneinigkeit der Großmächte alle diese Greuel fördert. Ein Landungscorps des europäischen Geschwaders hat die bei Randano eingeschlossenen Türken, welchen ihre Gegner mit einem allgemeinen Massacre drohten, befreit.

Wenn die orientalische Frage bei uns bisher ebenfalls im Vordergrund des Interesses stand, so hat sie doch nunmehr einen Konkurrenten in den neuen Marineforderungen an den Reichstag erhalten, die stark in die Millionen hineingehen. Der Reichstag hat zwar eine bestimmte Vorlage noch nicht erhalten, der Reichszugler Fürst Hohenlohe hat auch auf die Nothwendigkeit, die Finanzverhältnisse des Reiches mit in Rechnung zu ziehen, hingewiesen, aber der Stein ist nun einmal im Rollen, und man weiß aus alter Erfahrung, daß er nicht so schnell liegen bleibt, sobald es sich um militärische Fragen handelt. Nebenbei durchschwirren schon wieder allerlei Kriegegerüchte die Luft, die man aber nicht so tragisch zu nehmen braucht; denn vor der Hand handelt es sich ja noch gar nicht um eine sofortige Entscheidung. Man kann auch wohl von der Ruhe und dem Einfluß des Fürsten Hohenlohe erhoffen, daß sich hier ebenso ein Mittelweg zum Ausgleich findet, wie er in Sachen der Reform des Militärstrafgesetzes gefunden worden ist. Wenn behauptet ist, der Staatssekretär im Reichs-Marineamt, Admiral Hollmann, wolle zurücktreten, wenn der Reichstag die prinzipielle Bewilligung der neuen Forderungen ablehne, so muß man daran denken, daß es im Reichstage keine Ressortminister, sondern nur einen verantwortlichen Reichszugler giebt. Auch zu Marinevorlagen spricht das letzte Wort der Reichszugler, aber nicht der Staatssekretär im Reichs-Marineamt. Sollte aber die Meldung andeuten, Herr Hollmann wisse bereits von Allerhöchster Stelle, daß es in dieser Sache nur heißen könne: Entweder —

Oder, also Annahme der Forderungen oder Reichstagsauflösung, so ist dem zu erwidern, daß dann doch auch der Reichszugler ein solches Zukunftsbild kennen und auch billigen müßte. Aber aus den Worten des Fürsten Hohenlohe ist weder die Kenntniß, noch die Billigung von solchen Ansichten zu entnehmen.

Im Deutschen Reichstage herrschte auch nach der Wiederaufnahme seiner Sitzungen zumeist eine glanzvolle Leere; wenn es zur Kaiser Wilhelm-Feier am 22. März kommt, dann wird schon von überall her ein Zug von Volksvertretern stattfinden, und so erfreulich das auch ist, nicht minder erfreulich wäre die Anwesenheit im Dienste einer treuen Pflichterfüllung. Die letzten Verhandlungen betrafen zwar nur Anträge und Gegenstände zweiten Ranges, aber das macht nichts aus für die Nothwendigkeit, das Amt, das man übernommen hat, auch zu vertreten. Im preussischen Abgeordnetenhaus ist lang und ausführlich über landwirtschaftliche Fragen, Domänen und Forsten, sowie allerlei Eisenbahnsachen gesprochen, die unerschöpflichen Themata, bei welchen der Faden der parlamentarischen Unterhaltung nicht so leicht abreißt. Groß und energisch sind überall in Stadt und in Land die Festvorbereitungen zur Kaiser Wilhelm-Feier, besonders in Berlin, wo ja auch die glanzvolle Enthüllung des National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. erfolgt und wo man natürlich von dem Festtage den größten materiellen Nutzen haben wird. Außerhalb Preußens und im deutschen Westen, wo man auf Berlin überhaupt nicht gut zu sprechen ist, macht man etwas mürrische Gesichter, und die Gerechtigkeit, die Gedächtnißhalle zur Ehrung für die 1870—71 gefallenen Tapferen in Berlin zu errichten, findet gerade nicht den größten Beifall. Man wird sich vielleicht auch im Reichstage für einen anderen Ort entscheiden. Mangel an geeigneten Plätzen ist ja nicht vorhanden, und beispielsweise ist auch die Wahlhalle nicht in München, sondern an der Donau bei Regensburg.

In Oesterreich haben jetzt zum ersten Male die neuen Abgeordnetenhauswahlen nach dem allgemeinen Wahlrecht stattgefunden; gespannt war man vornehmlich auf das Resultat von Wien, welches einen Wohlstand der Antisemiten über Sozialdemokraten und Liberale ergeben hat. Die antisemitische Stimmung in Wien, die sich zuerst bei den städtischen Wahlen zeigte, hat sich also gehalten. In Italien haben die Agitationen für die Neuwahl zum Parlament begonnen, es wird außerordentlich heiß dabei hergehen, wenn auch der Ausgang voraussichtlich ist: jedes italienische Ministerium, mag es einer Partei angehören, welcher es will, liegt, gerade so wie in Spanien, bei allgemeinen Neuwahlen zum Parlament, so schwunghaft wird im Süden die Wahlbeeinflussung betrieben. Trotz dieser Regelmäßigkeit beim Wahlsieg ist es aber eine Seltenheit, daß die neu geschaffene Mehrheit länger zusammenhält als ein Jahr; denn jeder Volksvertreter, dem das Mini-

sterium seine Hoffnungen nicht erfüllt, schwenkt sofort ab. Wir finden so etwas alles eher als schön, dort unten sagt man dazu: landesüblich! In Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika wird es ja noch weit ärger getrieben.

Das französische Ministerium Melue, das Griechenland nicht gern an den Kragen gehen möchte, sich aber mit Rücksicht auf Rußland doch nicht von den übrigen Staaten trennen will, hat hart mit der wachsenden griechenfreundlichen Strömung im eigenen Lande zu kämpfen. Wiederholt sind deshalb Angriffe in der Deputirtenkammer gegen den Minister des Auswärtigen, Herrn Hanotaux, erhoben, und nun steht abermals ein solcher bevor, aber man meint doch, es werde bei der bisherigen Politik verbleiben, die Regierung also ein Vertrauensvotum erhalten. Das Ministerium Melue hat es vor allem dem Zarenbesuche in Paris zu danken, wenn es sich nun schon über ein Jahr hat am Ruder halten können. Sonst wird die französische Volksvertretung in der Regel schon nervös, wenn ein Ministerium einmal 6 bis 7 Monate im Amt ist. Der Leute, die Minister werden wollen, sind in Paris viel zu viele.

Plunderereien aus der Gegenwart.

Griechenland beabsichtigt keinesfalls, den Wünschen und Drohungen der Mächte Folge zu leisten und gutwillig Kreta zu verlassen. Das griechische, oder wie es sich in schönem, aber unberechtigten Stolz lieber nennen hört, das hellenische Volk hält die Besetzung Kretas für seine historische Mission, und auch König Georg behauptet, es entspreche den Traditionen seines Landes, so zu handeln, wie er es für gut hielt. Als historische Mission, als seinen geschichtlichen Beruf sieht das Griechenvolk nicht nur die Befreiung der Insel Kreta an, sondern auch die der türkischen Gebiete an der Nordgrenze seines Landes. Ein machtvolleres Groß-Griechenland, dessen Grenzen bis an Serbien und Bulgarien reichen, das ist der Traum, dessen lockende Fantaſiegebilde augenblicklich die leitenden Politiker in Athen die rauhe Wirklichkeit übersehen lassen.

Es ist um die historische Mission eines Volkes etwas Schönes und Wahres. Gelegentlich vollziehen sich die Wandlungen in der Weltgeschichte; wie in der Natur muß auch hier Alles und Ueberlebendes dem Neuen und Lebenskräftigeren weichen, das neben und zwischen ihm aufsprüht. Wir Preußen und Deutsche, die aus der eigenen Geschichte die Entwicklung Brandenburg und Preußens kennen und wissen, wie zum Heile unseres Volkes dieses Staatsgebilde kräftig aus den morschen Trümmern des heiligen römischen Reiches aufsprühte und die übrigen kleineren, machtlosen Staaten Deutschlands allmählich unter seinen Schatten zwang, wir sind die Letzten, die einem aufstrebenden Volke das Recht seiner historischen Mission abstreiten. Wir glauben auch nicht, daß die übrigen Völker Europas es ungern gesehen hätten, wenn die Griechen schon längst das schöne aber so unglückselige Balkanland von der Herrschaft des abtaulenden Türkenreiches befreit hätten, wenn Griechenland das Haupt eines Bundes christlicher Balkanstaaten geworden wäre, und so die leidige orientalische Frage heute längst zu den überwundenen Dingen gehörte.

Verschwunden.

Erzählung von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Frida wandte sich um, sie hatte nicht bemerkt, daß Paul eingetreten war.

„Von wem?“ erwiderte sie. „Elsa hat endlich eingesehen, daß ihre Stellung uns gegenüber unhaltbar geworden war.“

„Sie hat unser Haus verlassen?“ fragte Paul bestürzt.

„Ja wohl.“

„Frida!“

„Was willst Du von mir?“ fragte das Mädchen trozig. „War ich denn verpflichtet sie gewaltsam zurückzuhalten? Wolfgang hat ihr, wie er es nannte, ein Asyl angeboten, weshalb sollte sie es nicht annehmen?“

„Du hast sie hinausgetrieben!“ erwiderte Paul entsetzt.

„Von der ersten Stunde an hast Du darauf hingearbeitet, sie war Dir ein Dorn im Auge.“

„Daß Du sie verteidigst, finde ich begreiflich,“ sagte das Mädchen achselzuckend. „Du bist ihr zu Dank verpflichtet und Du bedauerst gewiß nichts mehr, als daß es nicht in Deiner Macht liegt, den Buchhändler zu befreien, an den sie ihr Herz gehängt hat.“

„Pfui, das waren häßliche Worte!“

„Weshalb zwingt man mich, sie auszusprechen? Kann die Wahrheit, die in ihnen liegt bestritten werden? Elsa giebt ja offen zu, daß sie den Buchhändler liebt, muß diese Schande nicht auf uns Alle zurückfallen? Ich bin nicht traurig darüber, daß sie unser Haus verlassen hat.“

„Und weshalb Du es nicht bist, weiß ich auch!“ erwiderte Paul in herbem Tone. „Deine Besorgniß, daß

Elsa den Antrag Silberberg's annehmen könne, war übrigens unbegründet. Du hättest deshalb keine Intriguen einzufädeln brauchen. Ob Du Dein Ziel erreichst, wirst, ist eine andere Frage, aber sollte es Dir gelingen, so könnte doch noch einmal eine Zeit kommen, in der Du vergeblich die Vorwürfe zurückzuweisen suchst, die Dein Gewissen Dir macht. Wie Du Dein Benehmen gegen Elsa dem Vater gegenüber rechtfertigen willst, mußt Du selbst wissen, auf meinen Beistand darfst Du dabei nicht rechnen.“

In erbitterter Stimmung verließ Paul die Schwester und kurz darauf auch das Haus.

Es war für ihn ein schwerer Gang, den Angehörigen Bernhards die Hiobspost zu bringen, aber er hielt es für seine Pflicht, ihn zu thun, die Frauen zu trösten und zu ermuntern; war er doch außer ihnen und Elsa wohl der Einzige, der an die Schuld des Verurtheilten nicht glaubte.

Er fand die Frauen bereits unterrichtet, der Hausfritze, welcher der Gerichtsverhandlung als Zeuge beiwohnen mußte, hatte ihnen mit boshaftem Hohn das Urtheil mitgetheilt.

Die Mutter war ruhiger und gefasster, wie Paul es erwartete, Susanne haderte, wie immer, mit dem Geschick, das sich nach ihrer Ansicht nun einmal gegen sie verthun hatte.

„Wir müssen tragen, was Gott uns geschickt,“ sagte die alte Frau seufzend, „mein einziger Trost bleibt die Hoffnung, daß die Unschuld meines unglücklichen Kindes früher oder später an den Tag kommen wird.“

„Und was dann?“ fragte Susanne scharf. „Wer entschädigt Bernhard für die verlorene Ehre und Freiheit, wer entschädigt uns für die Entbehrungen, die seine Ver-

urtheilung uns auferlegt?“

„Sie sollen keinen Mangel leiden,“ erwiderte Paul rasch, „dafür lassen Sie mich sorgen.“

„Ich kann arbeiten und selbst verdienen, was ich bedarf,“ sagte Susanne, das Haupt trotzig zurückwerfend, „ich für meine Person verlange nichts.“

„So gestatten Sie mir, daß ich die Sorge für Ihre Frau Mutter übernehme!“

„Ich bin leider nicht in der Lage dieses gütige Anerbieten zurückzuweisen zu dürfen, aber Alles was Sie für die alte Frau thun, werde ich als Darlehen betrachten, das ich Ihnen einst mit Dank zurückzuerstatten hoffe.“

„Werden Sie jetzt eine andere Wohnung mieten?“

„Erst dann, wenn wir es müssen. Der Hausfritze hat uns längst vor die Thüre setzen wollen, aber wir haben ihm bewiesen, daß er dazu nicht berechtigt war. Das hat seinen Haß gegen uns noch gesteigert, wir aber kümmern uns nicht darum, er kann uns nichts anhaben.“

„Und wie lange gilt Ihr Mietkontrakt noch?“

„Noch ein ganzes Jahr; aber sobald wir die Miethe, die voraus entrichtet werden muß nicht mehr zahlen können, hat er das Recht, die Wohnung zu kündigen.“

„Und bis wann ist die Miethe gezahlt?“

„In vier Wochen läuft der Termin ab.“

„Und glauben Sie, daß es für den Verurtheilten von besonderem Werth wäre, wenn Sie noch länger in dieser Wohnung bleiben?“ fragte Paul, indem er die junge Frau forschend anblickte.

„Ich weiß es nicht, ich möchte nichts versprechen, bevor ich nicht mit Sicherheit weiß, daß ich es halten kann.“

„Sie haben gar nichts entdeckt?“

„Entdeckt? Nein. Ich habe über alle Bewohner der Nachbargehäuser Erkundigungen eingelesen, ich habe sie

Aber das Recht auf eine historische Mission gründet sich nicht auf nationalen Dünkel und unbeschränkter Annexionslust, es muß in ehrlicher, faurer Arbeit erworben werden. Der brandenburgische Staat, auf den sich König Georg und seine Getreuen so gern berufen möchten, hat sich in geduldigem Harren und in unausgesetztem Schaffen von Fürst und Volk auf seine historische Mission vorbereitet, sich würdig und kräftig gemacht, um im gegebenen Augenblick Führer zu sein im Kampfe um die Einheit Deutschlands. Herrscher und Volk haben gepart und gerungen, um ihrem von der Natur herzlich wenig begünstigten Lande eine finanzielle Macht zu verleihen und es in den Stand zu setzen, eine militärische Rüstung zu tragen. Widrige Umstände haben den brandenburgisch-preussischen Staat schon zurückgeworfen bis an den Rand des Abgrundes, aber diese Perioden des Niederganges schufen immer solche des erneuten Aufschwunges, sie dienten zur Stärkung der nationalen Spannkraft und waren Kraftproben und Uebungen für die Zeit der Erfüllung seiner historischen Mission.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Griechenland. In räumlichem Kampfe, wenn auch nicht ganz aus eigener Kraft, hat es sich von der Türkenherrschaft befreit. Aber die Sympathien Europas, die ihm während des Freiheitskampfes zu theil wurden, mußten bald schwinden. Ganz unfähig zeigte sich das griechische Volk, sein Land in der Friedensarbeit zu einem gesunden, kräftigen Staate zu entwickeln. Innere Fehden, Unruhen, Räubereien, Kämpfe, ehrsüchtige Pläne, Ministerstürze und erzwungene Abänderungen von Verträgen sind die Merkmale der griechischen Geschichte geblieben. In dem unaufhörlichen Wirrwarr konnten wirtschaftliche Kräfte nicht erstarken, arm, schlecht angebaut wie in den Türkenzeiten ist heute noch der Boden des alten Hellas, die Institute der ehemaligen faulen Räubersippen bestehen noch immer im Volke. Statt sich zu kräftigen, wurden die griechischen Finanzen immer mehr zerrüttet und seit einigen Jahren befindet sich der Staat des Hellenenvolkes in dem beschämenden Zustande der Zahlungsunfähigkeit.

Kurze Mittheilungen.

— (Wichtig für Radfahrer.) Eine falsche Nachricht, von welcher auch wir Notiz genommen haben, macht gegenwärtig die Runde durch die Presse, nämlich, „daß nach einer kürzlich erlassenen Verfügung des Eisenbahn-Ministers es den Radfahrern gestattet sei, ihre Räder mit in die vierte Wagenklasse zu nehmen, ohne eine besondere Zahlung hierfür leisten zu müssen.“ — Diese Nachricht entbehrt, wie dem „R. Sport-Journal“ von zuständiger Seite erklärt wird, jeglicher Begründung.

— Ueber Glaubensänderungen in den Jahren 1890—94 veröffentlicht die „Stat. Korr.“ eine Uebersicht, wonach in diesem Jahrzehnt im Deutschen Reich 2088 Juden, 17002 Katholiken und 4517 Angehörige sonstiger Religionsgemeinschaften zur evangelischen Landeskirche übergetreten, und 61 zum Judenthum, 2794 zum Katholizismus, 15951 zu anderen Gemeinschaften aus der evangelischen Landeskirche ausgetreten sind. Die „Stat. Korr.“ hebt hervor, daß ihre Angaben im einzelnen keinen Anspruch auf Vollständigkeit haben.

— Ungedanken, 14. März. Ein 15jähriges Mädchen von hier hatte sich vor einigen Wochen einen Schuhnagel in den Fuß getreten, achte wenig darauf und verrichtete ihre Beschäftigung wie zuvor. Seit ungefähr 8 Tagen bekam es jedoch heftige Schmerzen am Fuße, deshalb die Eltern einen Arzt kommen ließen. Derselbe konstatierte, daß bereits Blutvergiftung eingetreten sei. Da die ärztliche Hilfe zu spät in Anspruch genommen war, ist das Mädchen gestern in Folge der Blutvergiftung gestorben.

— Gamen, 11. März. Ein größeres Unglück, wie es hier Gott sei Dank nicht häufig vorkommt, ereignete sich heute während des Schichtwechsels auf Zechen „Monopol“ Schacht II, Bergcomen, bei den Gesteinsbohrungen. Vier Bergleute, 3 Tode und 1 Schwerverletzter sind das Opfer ihres gefährlichen Berufes geworden.

— Witten, 14. März. Großes Pech hatte ein Knecht des Fuhrunternehmers H. von hier, als er am Samstag einen Möbeltransport nach Hagen zu besorgen hatte. Der Mann hatte des eblen Stoffes zu viel genossen und legte sich Abends im Stall neben seinen Pferden nieder. Während des Schlafes nun hatte ihm eines der Thiere das linke Ohr glatt abgebissen. Die Abtrennung des Ohres ist so kunstgerecht geschehen, daß der hinzugezogene Arzt erklärte, besser hätte das Ohr mit dem Messer nicht abgetrennt werden können. Das andere Ohr wird der Mann wohl nicht mehr als Pferdefutter preisgeben.

— Ueber einen grauenhaften Vorfall schreibt man aus Medlenburg: Saage, 7. März. Auf dem benachbarten Gute Tefchen führte heute Vormittag eine Tagelöhnerfrau, die mit ihrem Manne in Unfrieden lebte, ihre vier Kinder im Alter von zwei

Monaten bis zu sechs Jahren in den Dorfsteich, nähete die 3 älteren Knaben zusammen und warf sie in den Teich. Darauf nahm sie den Säugling in die Schürze und sprang den Knaben nach. Einem auf das Gesicht der Kinder herbeieilenden Schäfer gelang es, die Frau mit dem Säugling zu retten, die drei Knaben waren aber bereits ertrunken, auch wird der Säugling wohl schwerlich am Leben erhalten bleiben.

— Straßburg, 11. März. Die amtliche Korrespondenz veröffentlicht wiederum die Namen von sieben Esq-Bohrern, die in der Fremdenlegion zu Grunde gegangen sind.

— Die Influenza tritt in der Provinz Posen auf. Im Lehrerseminar zu Pabitz wurden Ende voriger Woche 30 Seminaristen von der Influenza ergriffen. Die Zahl der Erkrankten beträgt jetzt, der „Pos. Ztg.“ zufolge, über 50. Einige Seminaristen liegen schwer krank darnieder.

— Eine Anzahl kleiner Frösche im Magen wurde bei einer Frau aus dem Havelborsche Kaputh vorgefunden. Die Frau hatte schon lange über heftige Magenbeschwerden geklagt und mußte sich im Krankenhaus zu Potsdam einer Operation unterziehen, die glücklich verlief; man nimmt an, daß die Frau Havelwasser mit Froeschlaich, der sich durch die Magenwände weiter entwickelte, getrunken hat. Von den sechs Stück im Ganzen wurden einige lebend und einige im toten Zustande vorgefunden.

— Lemberg, 12. März. (Russische Zustände.) Privatnachrichten zufolge haben am 7. März etwa 300 Bauern die Stadt Stola (Gouvernement Kiew), mit Dreiflegeln und Senen besetzt, überfallen. Viele Häuser reicher Leute wurden geplündert und zerstört; das Haus eines Händlers wurde dem Erdboden gleichgemacht. Zahlreiche Personen wurden erheblich verletzt. Auf telegraphische Requisition traf Militär aus Kiew ein. Die russische Regierung hat untersagt, über diese Aufstände zu berichten.

— Bombay, 13. März. (Die Pest.) Nach amtlicher Feststellung sind seit Ausbruch der Pest hier 9023 Erkrankungen und 7546 Todesfälle vorgekommen. Die Gesamtsterblichkeit betrug in Bombay in der letzten Woche 1326 gegen 1484 in der Vorwoche. In der ganzen Präsidenschaft sind bis 6. März 14858 Erkrankungen und 12204 Todesfälle vorgekommen.

Aus Laasphe und Umgegend.

* Laasphe, 16. März. Wie ganz Deutschland, so rüstet sich unsere Stadt Laasphe zu einer nationalen Feier. Vor hundert Jahren ward der große Kaiser Wilhelm I. geboren. Alle Feinde und alle Gefeinde, alle Bewunderer und aller Dank, sie werden an seinem Geburtstag neu in den deutschen Herzen, und die Erinnerung an das Vaterlandes große Zeit, an seine Feldherren und seine Staatsmänner, an die heldenmüthigen Thaten unseres Volkes in Waffen bricht hervor in freudigen Festen. Mitbürger! Festlicher Schmuck am hohen Gedenktag, Fahnen und Bimmel von Thürmen und Dächern, an Mauern und Fenstern mögen daher künden von der patriotischen Freude Laasphe's und heller Lichterglanz am Abend des 21. März von dem in allen Häusern lebenden Dank! Keiner bleibe zurück! Denn dieser gilt dem Vater des Vaterlandes! Dieses Fest feiert das Alter, welches die großen Tage durchlebt hat, feiert die Jugend, die von ihnen hört, mit stolz erhabener Brust!

F. Laasphe, 16. März. (S. G. V.) In der am Samstag den 13. d. Mts. stattgehabten 5. ordentlichen Generalversammlung des S. G. V. wurde an Stelle des im Herbst v. J. nach Kreuznach versorgenen Herrn Major Geisler Herr Bürgermeister Koch als Vorsitzender gewählt, während die übrigen 4 Mitglieder des Vorstandes wieder gewählt wurden. Dem Vorstand wurde in Betreff der Rechnung pro 1896 Entlastung erteilt. Die Rechnung schließt ab mit einem Bestand von Mark 66,94. In dem Ausgabe-Etat pro 1897 sind unter anderem auch für einen Ausflug 30 Mark und für Anbringung von Begeweißern, Bezeichnung der Wege mittelst Farben, Verbesserung von Wegen zc. 115 Mark vorgesehen. Nach dem in der Sitzung mitgetheilten Jahresbericht, der in den nächsten Tagen einem jeden Mitglied gedruckt zugehen wird, beträgt die Anzahl der Mitglieder 105, während sie vordem nur 102 betragen hat.

Gründungsfeier. Wie's gemacht wird, kann man bei der Firma W. Vieber Söhne in Elsfeld lernen. Derselbe beglückte vor Kurzem das Wittensteiner Hinterland mit einem Kellamagazin, der folgende Einleitung enthält: „Statt Dividende, große Preisermäßigung.“ Nachdem wir es endlich durchgelesen, daß unsere enorme Steuerlast zum Theil auf andere seither freigebliebene Schultern gewälzt wird, jögern wir nicht, unsere Kundenschaft das Ersparte genießen zu lassen. Anfangs war geplant Martenau ausgabe und Dividendenvertheilung am Jahresabschluss; wir sind davon abgekommen, weil das Wort „Dividende“ im Vernein steht und vielfach

„fauler Zauber“ genannt wird; wir setzen dagegen die Preise um reichlich 10% herab, mag sich jeder die Dividende gleich abjählen und selbst verwahren, ein „Gabi“ ist stets besser als zehn „Hättig“!! — Wer lacht da? — Also auf nach Elsfeld, lieber Feiler. Du kannst da zu fabelhaft billigen Preisen erhalten: Petroleum und Apfelsaft, Cichorien und Essig-Essen, Schmieröl und Grüneberger-Weidenwand, Firnis und selbstprobierter Speck und Schinken u. dergl. m. Nach sorgfältigem Studium des Kellamagazins sagt man unwillkürlich: Gott, wie talentvoll sind doch unsere Lait.

Verschiedenes.

— (Kartentelegramme.) Eine neue postalische Einrichtung ist jetzt Gegenstand der Erwägung bei der Reichspostverwaltung, nämlich die Einführung sogenannter Kartentelegramme. Sie sind so gedacht, daß eingehende Depeschen unter Benützung postkartentähnlicher Formulare den Empfängern offen zugestellt werden. Die Kartentelegramme sollen auch eine Verbilligung der Depeschkosten im Gefolge haben, indem fünfzehn Worte, natürlich einschließlich der Adresse, nur fünfzig Pfennige kosten werden. Der Hauptzweck der geplanten Einrichtung ist aber die Beschleunigung der Befestigung. Durch den Fortfall des Haltens und Schließens der Depeschen wird Zeit und Arbeit erspart werden. Auch die Vermehrung über Abgangs- und Abfertigungszeit sollen fortfallen und der Aufnahmevermerk nur mittels des Poststempels aufgedruckt werden. Die Neuerung dürfte sich bald bewähren.

— Kaiser Wilhelm-Veteranenbund. Unter den Stiftungen welche den dankwürdigen 22. März d. J. zum Ausgangspunkt nehmen werden, ist von einem rührigen Komitee geplante und von allen Veteranenfreunden mit besonderer Freude zu begrüßende Schaffung einer Organisation zur Aufbringung eines Veteranenfonds schon weit gediehen. Aus diesem Fonds, welcher durch ausgedehnte Sammlungen unter den wohlhabenden Ständen aufgebracht werden soll, will man hilfsbedürftige Veteranen aus den Feldzügen von 1848/49, 1864, 1866 und 1870/71 alljährlich einmal und zwar jedesmal am Geburtsfest des hochseligen Kaisers durch eine Ehrengabe erfreuen. Die Vorarbeiten sind soweit gefördert, daß schon in nächster Zeit die Einrichtung der für Berlin und das Reich geplanten, selbstständig vorgehenden Sammelstellen stattfinden kann und daß diese dann zum 22. März in Thätigkeit treten werden. Wir wünschen dem patriotischen Unternehmen gute Aufnahme und guten Erfolg.

— Professor Kochs Kinderpest-Serum. Professor Koch ist es gelungen, bei der Bekämpfung der Kinderpest einen guten Schritt nach auswärts zu kommen; in einem Bericht vom 10. Febr. an den Landwirtschaftsminister ist er bereits in der Lage, die Ergebnisse seiner Impfungsmethode anzugeben. Es ist ihm nämlich kürzlich gelungen, mit Hilfe des Serum eine gewisse Immunität zu erzeugen. Er schreibt darüber: „Ich kann nur dringend darauf bestehen, die Methode sofort zur Kenntnis der Farmer zu bringen, deren Vieh von der Seuche befallen ist oder in Gefahr steht, da ich überzeugt bin, daß tanjende Stüd Vieh täglich dadurch gerettet werden können. Das Vorgehen ist in beiden Fällen (die Behandlung mit Serum oder der Galle der gefallenen Thiere) sehr einfach, aber es ist nichtsdestoweniger wünschenswert, so schnell als möglich Thierärzten und anderen geeigneten Personen die Methode vorzuführen. Ich bin bereit, einen Unterricht in der Versuchstation von Kimberley zu eröffnen. Es ist auch ferner rathsam, die Errichtung von Laboratorien in anderen Theilen des Landes in Erwägung zu nehmen, sie mit dem nöthigen Material auszustatten und mit ihrer Zeitung geeignete Personen zu betrauen.“ In der ganzen wissenschaftlichen Welt wird dieser Triumph deutscher Wissenschaft Aufsehen erregen, und die kapladischen Zeitungen fargen auch nicht mit ihrem Lob.

— Senger auf hoher See. Ein Passagier des Dampfers „Prinz Wilhelm I.“ der vom Amsterdamer Westindien macht folgende Mittheilungen: Ein paar Tage bevor wir die Azoren passirten, sahen wir das Wrack einer Barke vor uns treiben. Der große Mast stand noch, die Rufen, der Besanmast und die Verankerung waren weggeschlagen, aber in der großen Wanne rochte ein Lappen. Dies kam uns verdächtig vor. Der Erste Offizier und ich ließen uns der Barke hinrücken. Der Anblick, der sich uns bot war grausenregend. In der Kajüte, die theilweise zertrümmert war, lagen drei bis auf die Knochen abgemagerten Leichen, von denen eine noch unbeschädigt war. Dieser Mann war höchstens einen Tag todt. Ein Hund der kein Pfund Fleisch mehr auf den Rippen hatte, lebte noch und troch wankend von einer der Leichen herunter. Wir senkten die drei Leichen mit allen Ehren ins Meer und nahmen den Hund mit. Aus den Schiffsapotheken war ersichtlich, daß es die Barke Hf aus Grimsby war, die am 18. November mit einer Ladung Holz den Hafen von Pensacola mit der Bestimmung nach London verlassen hatte. Am 25. Dezember wurden während eines Orkans neun Mann der Besatzung über Bord gespült. Die Barke trieb sechs Wochen lang hilflos auf dem Meere umher, ohne ein befreundetes Schiff anzutreffen. Der arme Hund verendete trotz der guten Pflege zwei Tage nachher.

— (Eine Pfennig-Geschichte.) Ein Laasphe'scher hatte einmal in einem Geschäft vom Wuchhalter drei Pfennige leihen müssen. Dieser hatte zwei Pfennig vom Kassierer geliehen, und der Kassierer war einmal in Verlegenheit gekommen, zwei Pfennig vom Kassierer

beobachtet und mir alle Mühe gegeben, eine Spur zu finden, die man verfolgen konnte, aber es war fruchtlos. Nur auf einem Manne bleibt der Verdacht ruhen,“ fuhr Susanne zögernd fort und die Schatten auf ihrer Stirne wurden noch dunkler, „aber ich finde da auch keinen Anhaltspunkt.“

„Und wer ist dieser Mann?“

„Thomas Ball.“

Paul nickte gedankenvoll.

„Man könnte es seltsam nennen, daß ich denselben Verdacht hege,“ sagte er, „denn in der That läßt derselbe sich in keiner Weise begründen, aber ich habe ihn bei meinem ersten Zusammentreffen mit diesem Manne sofort gefaßt und kann ihn seitdem nicht wieder los werden.“

„So ergeht es auch mir, und deshalb wünsche ich, in dieser Wohnung bleiben zu können. Hier, wo das Portefeuille gefunden worden ist —“

„Das will am Ende nichts bedeuten,“ unterbrach die alte Frau sie, die mit sichtbarer Spannung der Unterredung gefolgt war, „der Mann, der das Geld gestohlen hat, kann auch die Brieftasche absichtlich hier versteckt haben, damit ein Beweis für die Schuld Bernhards gefunden werde.“

„Ich würde das gelten lassen, wenn die Brieftasche leer gewesen wäre,“ erwiderte Paul kopfschüttelnd, „aber sie enthält noch die volle Hälfte der Summe.“

„Und der Spitzbube hätte keinesfalls so viel darin gelassen,“ fügte Susanne hinzu.

„Wohlan, ich werde Ihnen das Geld für die Miete geben,“ sagte Paul, „beobachten Sie den Kassierer und richten Sie besonders Ihr Augenmerk auf die Personen, mit denen er verkehrt. Die Leiche Berninger's ist beraubt worden, das steht fest, gewaltig wäre es ja, daß der Kassierer selbst den Raub verübt hätte. Verlieren Sie den Muth und die Hoffnung nicht, wenn der junge Mann, wie ich das mit Sicherheit glaube, unschuldig ist, dann wird seine Unschuld auch an den Tag kommen.“

Damit schied er von den Frauen, einen besseren Trost

mußte er ihnen nicht zu geben, und hätte er seine Meinung ehlich gehalten, so würde er zu der Erklärung genötigt gewesen sein, daß er selbst nicht an die Erfüllung der so zuversichtlich ausgesprochenen Hoffnung glaubte.

Der Abend war schon weit vorgerückt, Paul tastete sich in der Finsterniß vorsichtig die steile Treppe hinunter und als er auf dem Hausflur anlangte, erschien in dem Rahmen der offenen Thüre eine breitschulterige Gestalt. In der er augenblicklich den Matrosen Hendrik Foller erkannte.

Daß er dem groben Badewärter in diesem Hause begegnete, befremdete ihn nicht, Hendrik Foller paßte ja vortrefflich zu dem Hausflur, und die Beiden konnten Gespräche mit einander haben, von denen Notiz zu nehmen der Mühe nicht werth war.

„Die Badefaison ist wohl zu Ende?“ sagte er, als er an dem Matrosen vorbeischiitt.

Hendrik Foller blieb stehen und blickte ihn scharf an. „Weshalb fragen Sie?“ erwiderte er. „Von Ihnen habe ich noch keinen Pfennig verdient, was geht's also Sie an?“

„Sie sind ein Grobian!“ brummte Paul.

„Wenn Sie das wissen, dann thun Sie am besten mich in Ruhe zu lassen, um meinen Kurs nicht zu kreuzen.“

Der junge Mann ging schweigend weiter, Hendrik Foller sah ihm nach, bis er seinem Blick entschwunden war, dann trat er in die Wohnkammer des Hausflurs.

Thomas Ball saß vor der Kumpel und rauchte eine Cigarre, deren Duft die Atmosphäre noch mehr verpestete.

„Galloh, hier ist es ja so finster wie im Zwischendeck bei geschlossenen Luken!“ rief der Matrose, „Wollt Ihr Euch denn mit Gewalt die Augen verderben?“

„Wüßte nicht, wie das möglich wäre, da ich ja nichts thue, wogu ich meiner Augen bedarf,“ erwiderte der Hausflurer lakonisch. „Im Dunkeln denkt man schärfer.“

„So? und worüber denkt Ihr nach?“ fragte Hendrik spöttisch, während er sich auf einen Stuhl niederließ und

nach der Flasche griff. „Es sollte mir lieb sein, wenn Eure Gedanken sich mit mir beschäftigen hätten.“

„Bah, das könnte wenig schmeichelhaft für Euch sein.“

„Ich denke dabei nicht an meine Person sondern an das Geld, welches Ihr mir schuldet.“

Der Hausflurer lachte höhnisch, aber es war doch ein gezwungenes Lachen.

„Das ist geordnet,“ sagte er in einem Tone, der jedem Widerspruch von vorne herein vorbeugen zu wollen schien, „ich schulde Euch kein Geld mehr.“

„Also glaubt Ihr wirklich, ich werde mich mit den fünfshundert Thalern begnügen?“

Für Euch ist es eine große Summe, und ich weiß nicht einmal, weshalb ich sie überhaupt Euch gegeben habe! Was habt Ihr denn gethan für mich, daß Ihr sie beanspruchen durftet? Ihr wollt etwas gesehen und ein Geheimniß entdeckt haben, was gar nicht existirt, und nun glaubt Ihr, ich lasse Euch durch Drohungen mir bange machen. So dumm sind wir nicht, Hendrik Foller!“

Der Matrose hatte einen tiefen Zug aus der Flasche gethan, auch er lagte jetzt, aber in seinem Lachen lag ein schneidender Hohn und eine Bosheit, die wohl geeignet war, dem Hausflurer Schrecken einzujößen.

„Ihr glaubt mit gutem Grunde zu regeln,“ erwiderte er, „aber seht zu, daß Ihr nicht auf eine Sandbank gerathet, mir scheint, daß Ihr gerade darauf zugeteuert. Denkt Ihr denn, jetzt sei Alles abgemacht, nachdem sie den Mann verurtheilt haben? Ich bin ein Esel gewesen, daß ich mich damals mit der lumpigen Summe abfinden ließ, ich hätte sofort zum Staatsanwalt gehen sollen, aber darum ist es jetzt noch nicht zu spät.“

„Unfinn! Niemand wird Euch glauben!“

„Küht es darauf nicht antworten, Mann, es könnte anders ausfallen, wie Ihr glaubt. Was ich damals gesehen habe, das streitet mir Niemand ab, und eine Hausflurer dürfte Euch auch gerade nicht angenehm sein.“

(Fortsetzung folgt.)

zu leihen. Nun ereignet sich eines Tages, daß der Kaufmann zu seiner großen Freude einen Pfennig fand. Er ging sofort zum Buchhalter, um diesen Pfennig von seiner Schuld abzuzahlen, die dadurch auf zwei Pfennig vermindert wurde. Der Buchhalter fand den Pfennig zum Kassierer und sagte: „Jetzt bin ich Ihnen nur einen Pfennig schuldig.“ Das selbe sagte der Kassierer zum Kaufmann und läßt ihm das Geldstück zukommen. Der Kaufmann eilt mit dem Pfennig zum Buchhalter und sagt: „Jetzt bin ich Ihnen noch einen Pfennig schuldig.“ Der Buchhalter remittiert den Pfennig an den Kassierer und bemerkt: „Jetzt sind wir quitt.“ Der Kassierer sagte zum Kaufmann, indem er ihm das Geldstück giebt: „Nun sind wir quitt.“ Der Kaufmann geht wieder zum Buchhalter, überliefert ihm den Pfennig und sagt: „Nun sind wir quitt!“ Dies Geschehen zeigt, wie hier mit einem einzigen Pfennig drei Schulden beglichen wurden, die sich insgesamt auf sieben Pfennig belaufen.

— **Der liebe Neffe.** An der Vorfaßthür des Schneidersmeisters W. wurde die Glocke geläutet. Die Familie sah just beim Mittagbrot. Nach einer Weile trat das Dienstmädchen ein und meldete zaghaft: „Es ist ein Mensch draußen, ganz zerlumpt.“ „So gib ihm einen Zehrpennig, damit er fortgeht!“ rief die Hausfrau.

„Ja ich wollte schon, aber er war böse — er sagt, er käme zum Besuch.“

„Zum Besuch? — Ein zerlumpter Mensch?“

„Ja, er sagt, er will den Onkel sprechen.“ Kopfstüttelnd erhob sich der Herr W. und ging hinaus. Auf dem Flur stand ein junger Mann, der seinem Aeußeren nach einer von den Herdstrahlen verbrannten Vogelscheuche glich. Als der Fremde den Meister erblickte, stürzte er freudig auf ihn zu, streckte ihm beide Hände entgegen und rief: „Ah, guten Tag, lieber Onkel!“

Der liebe Onkel brach sich vor der schrecklichen Gestalt und starrte sie verblüfft an.

„Sie kennen mich wohl nicht, Onkel?“ fragte der Andere im Tone gekränkter Stille. „Ich bin ja der Martin Honigbaum!“

„Honigbaum?“ murmelte der Schneidermeister verwundert und schaute sich an die Stirn. „Honigbaum? wie ich nicht!“

„Aber Onkel, wir sind ja doch so nahe verwandt!“ rief der Gast vorwurfsvoll. „Die erste Frau von Ihrem Bruder in Vauken war Schwägerin von meiner Stiefmutter!“

Übermal schüttelte der Meister den Kopf. „Mit der Verwandtschaft kenne ich mich nicht aus“, murmelte er. „Was wünschen Sie denn?“

„Ich wollte nur fragen, ob Sie mich nicht als Gefallen annehmen wollen?“ erwiderte der Fremde, diesmal in recht kleinlautem Tone. „Ich bin schon lange ohne Arbeit.“

„Je nun“, sagte der gutmütige Meister achselzuckend: „eigentlich habe ich Arbeiter genug, aber wenn Sie doch ein entfernter Verwandter von mir sind, so treten Sie einmal ein, damit wir über die Sache reden können. Sie sehen ja, ich bin so schauderhaft aus, daß man Sie nicht gern weiterlaufen läßt.“

Der fremde Mann wurde in die Familie eingeführt — zum Entsetzen von Frau und Kindern und Dienstmädchen. Er wurde zunächst gekleidet, dann mußte er eine Art Gramen betriebs seiner Fähigkeiten bezeugen, und daß der Meister offenbar mit dem Ausfall zufrieden war, öffnete er den Kleiderkasten und suchte daraus einen Anzug hervor — Rod, Hose und Weste.

„So, den will ich Ihnen vorläufig borgen, bis Sie in der Lage sind, sich selbst wieder anständige Sachen zu beschaffen“, sprach er zu Honigbaum: „Gehen Sie dort in die Kammer, dort können Sie sich umziehen: Ihr altes Gewand lassen Sie in den Ofen stecken. Dann gehen Sie in die Werkstatt, da wollen wir sehen, was Sie können.“

Honigbaum bedankte sich in überhöflichen Worten, dann that er wie ihm geheißen. Eine halbe Stunde später lag er in der Werkstatt und nähte flüchtig auf. Abends ließ er sich einen Vorstoß geben, um eine Schlafstelle mieten zu können, dann ging er fort und — kam nicht wieder.

Aber der Meister erhielt durch die Post folgende Karte:

Lieber Onkel! Nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich wieder auf die Wanderschaft gehe, aber ich kann das viele Sagen nicht vertragen.

Es grüßt bestens Ihr dankbarer Neffe.

Natürlich war der Onkel wütend über diesen frechen Brief, und wollte ihn nicht nur lesen, sondern auch den Namen des Verwunders bestrafen zu lassen; allein da ihm noch rechtzeitig einfiel, daß ja der dreiste Bursche das viele Sagen nicht vertragen kann, so verzichtete er schließlich auf eine strafrechtliche Verfolgung.

— **Chinesische Taktik.** In seinem Lande wird das Prinzip, den einen Menschen für die Sünden des anderen büßen zu lassen, bis zu dem Grade getrieben wie in China. Dafür hatte man in Shanghai kürzlich ein Beispiel, welches nahe daran war, sehr „schlagend“ zu werden. Es machten nämlich, wie der „Shanghai Mercury“ mittheilt, einige Räuber die Umgegend der hiesigen

Chinesenstadt höchst unsicher, indem sie bei Tage die auf den Feldern arbeitenden Bauern anfielen, um durch Drohungen Geld von ihnen zu erpressen, und bei Nacht in die Wohnungen wohlhabender Menschen einbrachen. Dabei griffen sie auch einmal auf das Fremdenviertel über, und das sollte schließlich ihr Verderben werden. Zunächst räuberten sie jedoch lustig weiter und hatten sogar die Verwegenheit, auch einmal das Haus eines Mandarinen heimzusuchen und ein paar hundert Dollars daraus mitzunehmen.

Da wurde dem zuständigen Richter die Sache zu arg. Nach chinesischer Sitte ließ er denjenigen Mandarinen, in dessen Bezirk die Räuber hauptsächlich hausten, zu sich entbieten und befahl ihm, die Uebelthäter binnen drei Tagen zu ergreifen, widrigenfalls er eintausend Hiebe mit dem Bambus aufgezählt bekommen würde. Der unglückliche Untermandarin ging nun also mit seinen Trabanten auf die Suche. Aber vergebens. Der erste Tag verging, ohne daß von den Verbrechern eine Spur entdeckt worden wäre. Der zweite Tag brach an und neigte sich seinem Ende zu, ohne Zeuge der ersehnten Festnahme geworden zu sein. Nach einer schlaflosen Nacht gab sich der Mandarin am dritten und letzten Tage noch einmal die größte Mühe, aber am Abend befanden sich die Räuber noch immer auf freiem Fuße.

Am vierten mußte der Unglücksrabe deshalb vor seinem Vorgesetzten erscheinen, der bereits ein Duzend kräftiger Schergen für das Prügelein bereitgestellt hatte. Umsonst versicherte der Unterbeamte hoch und heuer, er hätte gethan, was in seinen Kräften gestanden hätte. Es half alles nichts. Er wurde also entkleidet und platzt auf den Boden gelegt. Der erste Scherge wollte darauf gerade zum Schlagen ansetzen, als plötzlich ein Schrei aus der Reihe der Zuschauer erklang. Die unermüdete Unterbrechung kam von einem chinesischen, im Fremdenviertel angelegten Geheimpolizisten, den sein vorgelegter Polizeineintrag geschickt hatte, damit er melde, die Räuber wären gefast. Die Freude des auf dem Boden liegenden Mandarinen kannte keine Grenzen; er weinte vor Dankbarkeit und versicherte dem Geheimpolizisten immer von Neuem die Ausländer wären doch fabelhaft kluge und edle Menschen.

Weniger erfreut waren dagegen die Schergen, da sie sich nun des besondern Vergnügens, einen Mandarinen prügeln zu können, beraubt sahen. Ebenso machte der sich langsam zerkleinernde Laute der Zuschauer kein Hehl aus seiner Unzufriedenheit, um ein Spetaktelstück gebracht worden zu sein.

— **Alkohol und Verdauung.** Ueber die Wirkung alkoholischer Getränke auf den chemischen Prozeß der Verdauung haben zwei Professoren des Physiologischen Instituts der Yale-Universität zu New-Haven in Nordamerika, die Herren Gittenden und Mandel interessante Versuche mittels künstlicher Verdauungs-Experimente angestellt, wobei die verdauende Flüssigkeit unter bestimmten gleichbleibenden Bedingungen zur Einwirkung auf verschiedene Nahrungsmittel gebracht wird. Absoluter Alkohol schien in vier Fällen thätig, die Verdauungsthätigkeit anzuregen, doch dürfte die Menge gegenwärtigen Alkohols nicht 1—2 pSt. übersteigen. Wenn Alkohol in Mengen von über 2 pSt. hinzugefügt wurde, so ward die Verdauung merklich gehemmt. In einem Falle, wo 3 pSt. Alkohol angewandt wurden, ging die Verdauung in einem Verhältnis von 17,6 pSt. zurück. Meiner Ane-Wisheit (aus reinem Roggenbrot) von 50—51 pSt. Alkoholgehalt ergab praktisch dieselben Resultate, sogar wurde durchschnittlich schon bei Hinzufügung von 1 pSt. dieses geistigen Getränkes eine Verdauungsstörung im Verhältnis von 6 pSt. gefunden. In drei Fällen freilich wurde bei einer Zuthat von Whisky in einer Menge von 1—3 pSt. auch eine Erhöhung der Verdauungsthätigkeit festgestellt. Bei dem Versuche mit Whisky und Gin (dem typischen Brantwein Irlands) waren die Ergebnisse ähnlich. Die beiden Gelehrten glauben sich zu dem Schluß berechtigt, daß der Brantwein als ein Genußmittel betrachtet werden kann, das die lösende Wirkung des Magenmittels nur dann beeinträchtigt, wenn es unnützlich und in vergiftenden Mengen genossen wird.

— **Ueber die Lebensdauer von Batterien in Gräbern** wird der „Wel.-Ztg.“ geschrieben: „Die Freunde der Feuerbestattung führen unter den Vorzügen der Leidenverbrennung vor der Beerdigung als einen der schlagendsten den an, daß die Erde durch die Eingrabung der Toten ein Herd gefährlicher Epidemien werden könne. Sie meinen, daß die in den Leichen jener Personen, die an ansteckenden Krankheiten verstorben sind, enthaltenen Bakterien leicht aus den Gräbern an die Oberfläche gelangen und dann ihrerseits weiter krankheitsverbreitend wirken. Diese Annahme ist unrichtig. Genaue Versuche haben erwiesen, daß die Erde für die vornehmlich in Frage kommenden Mikroorganismen undurchdringlich ist. Daran wird nicht einmal durch eine vorhandene Grundwasser etwas geändert. Uebrigens wäre, selbst wenn die Bakterien durch die Erde dringen könnten, die Gefahr schon darum nicht bedeutend, weil die krankheitsverbreitenden Pilze selbst nur relativ kurze Zeit in Gräbern ihre Lebensfähigkeit behalten. So erwiesen sich Cholera-Bakterien nur bis zum 28. Tage nach der Beerdigung lebensfähig. Bei Typhusbakterien ließ sich nach 96 Tagen keine Schädlichkeit mehr nachweisen. Bei Tuberkelbazillen war die Giftigkeit am 95. Tage nach

der Eingrabung sehr zweifelhaft, am 123. Tage sicher nicht mehr vorhanden. Tetanusbazillen hielten sich zwar 234 Tage lang in voller Schädlichkeit, am 361. Tage waren aber auch sie unschädlich geworden. Einzig die Milzbrandkeime erwiesen sich nach Ablauf eines ganzen Jahres noch schädlich — glücklicherweise handelt es sich hierbei um eine ziemlich seltene Krankheit, bei der jedenfalls von einer unter Menschen auftretenden Epidemie kaum die Rede sein kann. Die Behauptung von der dauernden Gefahr, die mit den Leichen vergrabene Krankheitskeime den Lebenden brächten, ist also ins Gebiet der Fabel zu verweisen.“

— **Das Petroleum im Altertum.** Das Petroleum ist seit Jahren der drittwichtigste Ausfuhr-Artikel der Vereinigten Staaten geworden. Jahr für Jahr entdeckt man neue Petroleum-Quellen, und ganz abgesehen von seiner Verwendung als Beleuchtungsmittel, giebt es wohl keinen Zweig der Industrie, in dem das Petroleum nicht unmittelbar oder mittelbar Verwendung findet.

Bei der Wichtigkeit dieses Artikels für den Handel ist es vielleicht wissenswert, über das Vorkommen des Petroleum im Altertum etwas zu erfahren. Petroleum war schon im Altertum etwa 3500 Jahre vor Christi Geburt bekannt. In Ninive und Babylon verwendete man eine Art Asphaltmörtel, der von den Quellen des Jo, eines Nebenflusses des Euphrat, 120 Meilen von Babylon entfernt, herbeigebracht wurde. Diese Quellen, die später auch die Aufmerksamkeit Alexanders des Großen auf sich lenkten, bestehen noch heute, also seit Jahrtausenden, in ziemlicher Mächtigkeit.

Ebenso findet sich das Petroleum seit uralten Zeiten auf der Oberfläche in der Mitte des toten Meeres schwimmend vor.

Daß beim Untergange von Sodom und Gomorra der Erdboden tief hinab ausbrannte und sich so das Becken des toten Meeres bildete, ist vielleicht zurückzuführen darauf, daß der Erdboden mit Petroleum durchtränkt war; noch jetzt findet sich am toten Meere ein dem Asphalt ähnliches Erdpech.

Das Wasser im toten Meer ist zwar so ziemlich hell und klar, aber mit Mineralien so vermischt, daß hineingeworfenes Salz sich nicht mehr darin auflöst und weder Fische noch sonstige Wasserthiere darin leben können. Die salzigen Bestandtheile (etwa 25 Proz.) sind Chlormagnesium, Chlorkalium und Chlornatrium; dieselben verleihen dem Wasser ein spezifisches Gewicht von 1,166, so daß dasselbe weit größere Lasten als das gewöhnliche Seewasser trägt und der menschliche Körper darin nicht unter sinkt. Jene Salze werden durch Verdunstung des Wassers in Gruben in Menge gewonnen. Der Grund des toten Meeres soll aus Sand bestehen unter welchem sich eine Lage von Asphalt (Erd- oder Indenpech) befinden soll, der zuweilen in großen Stücken durch das Wasser aufgeschwemmt wird. Das tote Meer, in der einst fruchtbaren Ebene Sidsin mit den Städten Sodom und Gomorra entstand durch einen Schwefelregen und ist 76 km. von N. nach S. lang und an manchen Stellen 4 an manchen aber 16 km. breit.)

Die ewigen Feuer der heidnischen Altäre in Babylon, welche schon zu den Zeiten der Perser von den Feueranbetern verehrt wurden, sind nichts Anderes als Ausströmungen von Petroleum-Quellen, welche entzündet und durch stetige Zufüsse von Erdöl genährt werden.

Die alten Ägypter verwendeten das Steintöl zum Einbalsamieren ihrer Toten und zu Heil-Zwecken.

Der griechische Schriftsteller Herodot bescheibt die auf der Insel Zante vorkommenden Petroleum-Quellen welche schon vor 2000 Jahren Steintöl geliefert haben.

Ein anderer Schriftsteller, Plutarch, erzählt von einem in Flammen stehenden See von Steintöl nahe bei Ebatana.

Der römische Schriftsteller Plinius erwähnt die Quellen in Agri-gent auf der Insel Sicilien; dieses Petroleum wurde schon damals unter dem Namen „Sizilianisches Öl“ zum Brennen in Lampen verwendet, auch das Öl von Amieo wurde seit langer Zeit zur Beleuchtung der Stadt Genua verwendet.

In gleicher Weise sind die Petroleum-Quellen von Rangoon in Birma an den Ufern des Irrawaddy schon im Altertum bekannt gewesen. In China bestehen seit vielen Jahrhunderten Brunnen, aus denen ein stark riechendes Öl fließt, das nicht trocknet. Was Amerika anbetrifft, so sprechen auch verschiedene Anzeichen dafür, wie die aufgefundenen alten Petroleum-Schächte in Ohio, Pennsylvania, Canada u. bewiesen, daß die Geschlechter, die vor den Indianern Amerika bewohnten, sich bereits mit der Gewinnung von Steintöl beschäftigt haben.

— **Das älteste Bergwerk** der Erde befindet sich nach den Forschungen des französischen Gelehrten de Morgan in Afghanistan und zwar auf der Insel Sinai. Nach den Angaben des genannten Forschers befinden sich im Sinai-Gebirge Kupferbergwerke, die noch vor 3000 Jahren im Betrieb gewesen sind, nachdem sie etwa vier Jahrtausende lang ausgebeutet waren. Ihre Abteufung fällt ungefähr in das sechste Jahr vor Christi Geburt, weshalb diese Kupferminen mit Recht als das älteste Bergwerk der Welt anzusehen sind. Nach den von de Morgan mitgebrachten Erzproben konnte festgestellt werden, daß die Hüttenanlagen behufs Metallgewinnung zu jener Zeit den heutigen ganz gleich waren, und daß ferner der Kupfergehalt der Sinaitzer sehr gering war, so daß sie nur durch die billige Sklavenarbeit die Ausbeutung lohnte.

Die Gedenkfeier des hundertjährigen Geburtstages Sr. Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm des Großen

findet hiersebst in folgender Weise statt:

Sonntag den 21. d. Mts., Vormittags 10 Uhr Kirchgang. Abends 8 Uhr Fackelzug und Verbrennen der Fackeln auf dem Wilhelmplatz.

Montag den 22. d. Mts. Vormittags Schulfeiern, Nachmittags 2 Uhr Festzug durch die Stadt und Abends 8 Uhr Festkommers im Saale des Herrn Koch.

Dienstag den 23. d. Mts., Nachmittags 1/2 3 Uhr Feiern der Schulen im Kochschen Saale.

Die Bewohner der Stadt werden freundlichst gebeten, an den 3 Festtagen die Gebäude zu schmücken und am Sonntag Abend durch Illumination der Häuser zur Verschönerung des Fackelzuges beizutragen.

Der Festauschuß.

Garten-Verpachtung.

Mittwoch, den 24. März, Nachm. 6 Uhr, soll von dem sog. Herrngarten am Hohentweg die Abtheilung VI, groß 9 Ar 18 qm, in der sich schon Wirtschaft zu Laasphe anderweit auf mehrere Jahre öffentlich meistbietend verpachtet werden.

Wittgenstein, den 16. März 1897.

Fürstlich Wittgenstein'sche Zwangsverwaltung.

Neu angekommen

eine reichhaltige Auswahl verzinkter Eimer, Zandgeschöpfer, Trichter, Futterlöcher, Waschkessel, Spülwannen u. s. w., ferner empfehle alle emaillirten und verzinkten Haus- und Küchengeräthe, Britanien-Backer und Glühbirnen, Messer und Gabeln in verschiedenen Sorten, Lampen und Laternen, alle in guter Qualität und billigen Preisen.

Laasphe. **W. Schuppert, Klempner.**

Bahnhofstraße.

Kriegerverein Laasphe.

Die 100 jährige Geburtstags-Feier des hochseligen Kaisers Wilhelm I. wird vom hiesigen Kriegerverein unter nachstehendem Programm gefeiert:

Sonntag den 21. d. Mts., Morgens 1/8 8 Uhr Antreten des Vereins auf dem Appellplatz zum Betränen der Gräber der verstorbenen Krieger auf den beiden Kirchhöfen, nachher Kirchgang.

Abends 1/8 8 Uhr Antreten des Vereins am Bahnhof Laasphe zur Theilnahme am gemeinsamen Fackelzug.

Montag den 22. d. Mts., Nachmittags 1/2 2 Uhr Antreten des Vereins auf dem Appellplatz zur Theilnahme am großen Festzuge und Abends 1/8 8 Uhr Antreten des Vereins ebendasselbst zum Abmarsch zum großen Fest-Commers.

Der Vorstand.

Bekanntmachung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung

sollen: am Mittwoch, den 17. d. Mts. Vormittags 10 1/2 Uhr in Banse, Versammlung Wirth Frank, circa 4 Ctr. Roggen,

öffentlich meistbietend gegen sofortige Baarzahlung versteigert werden. Laasphe, den 16. März 1897.

Strack,

Gerichtsvollzieher.

50 Centner Kartoffeln,

30 Centner Heu

hat zu verkaufen

Raphael Weiss

in Laasphe.

Circa 10 Wagen Dünger hat

billig zu verkaufen

Laasphe. S. Bettelheiser.

Ein Knabe,

Sohn ordentlicher Eltern, welcher Lust hat, das **Schreinerhandwerk** zu erlernen, kann nach Eltern in meine Werkstätte eintreten.

H. Salzmann,
Bau- und Möbelschreiner,
Altendörde, Kreis Schwelm,
Westfalen.

Zur

Kaiser Wilhelm-Feier

empfehle Illuminationskerzen zu billigsten Preisen.

Laasphe. **Friedr. Meh.**

Plüß-Stauffer-Ritt

das Beste zum Ritten zerbrochener Gegenstände, à 30 und 50 Pf. empfiehlt:

Laasphe. **W. Jung.**



Freiw. Feuerwehr Laasphe.

Zur Theilnahme an der hundertjährigen Geburtstagsfeier des hochseligen Kaisers Wilhelm I. ersuche ich die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr, pünktlich zu erscheinen und zwar:

Sonntag den 21. d. M., Abends 1/8 8 Uhr Antreten der Wehr am Bahnhof zur Theilnahme am Fackelzug; die Fackeln werden dort den Mitgliedern geliefert.

Montag den 22. d. Mts., Nachmittags 1/2 2 Uhr Antreten der Wehr am Gerichtsgebäude zur Theilnahme am großen Festzuge und Abends 1/8 8 Uhr Antreten ebendasselbst zum Abmarsch zum Fest-Commers. Anzug: I. Garnitur.

Der Hauptmann.

Alle Sorten

Schulbücher

sowie die zur Einführung empfohlenen neuen **Lehrbücher** und **biblischen Geschichten** (Religionsbücher).

Ferner **Gesangbücher**, neue sowie die seit her gebräuchlichen sind in großer Auswahl und dauerhaften Einbänden zu den billigsten Preisen vorrätig.

Laasphe. **Aug. Jungardt.**

1. | **Heinr. Böcking**
Bäckerei u. Colonialwaarenh.